

Katzenfleisch für jedermann

Nach Amerikas Ausstieg aus dem Atomabkommen heißt es in Iran: Schlimmer geht immer. Dabei war es vorher schon hart genug.

Von Amir Hassan Chehelan

Trotz des Ausstiegs der Vereinigten Staaten aus dem Atomabkommen mit Iran, trotz des Kurssturzes der iranischen Währung auf die Hälfte ihres Wertes, trotz Preissteigerungen, Inflation und Arbeitslosigkeit, trotz Zensur und Unterdrückung erstrahlt Teherans Norden in unvermindertem Glanz. Nach wie vor kreuzen teure Autos durch den Nordteil der Stadt, den Supermärkten und Luxusläden geht die Kundschaft nicht aus, während an den Straßenrändern junge Menschen in zerlumpte Kleidern die großen Müllbehälter nach Plastikabfällen durchwühlen, um sie zwecks Wiederverwertung zu verkaufen.

Weite Teile der Gesellschaft fristen heute ohne göttlichen Beistand ihren Alltag. Es ist unwahrscheinlich, dass ihnen das angesichts der schreienden Ungerechtigkeit lange gelingen wird. Glanz und Pracht im Norden Teherans blenden die dort wohnenden Landesherrscher dermaßen, dass sie für entfernte Ecken in ihrer Stadt kein Auge haben, geschweige denn für andere Städte im Lande. Kürzlich sorgte ein Sprecher der staatlichen Rundfunk- und Fernsehanstalt mit der Meldung, die arme, ausgehungerte Bevölkerung in der südöstlichen Provinz Sistan und Belutschistan esse Katzenfleisch, in den Medien und in den sozialen Netzwerken für Wirbel. Während die Provinzverwaltung forderte, man solle gerichtlich gegen den Urheber dieser Meldung vorgehen, untermauerte der Parlamentsvertreter der Provinz sie, indem er erklärte, dass 75 Prozent der Bevölkerung Sistan und Belutschistans über ein zu geringes Einkommen verfügten, um sich angemessen ernähren zu können. Dass sie auf Katzen- oder Rabenfleisch auswichen, sei daher nicht abwegig. Ein Journalist schrieb mit unmissverständlicher Anspielung: „Die Provinz Sistan und Belutschistan ist nicht klein. Ihre Fläche entspricht der Syriens.“

Was genau soll nun der Ausstieg der Vereinigten Staaten aus dem vor rund drei Jahren in Kraft getretenen Atomabkommen an dieser Lage ändern?

Die Unruhen vom Januar 2017, weit- hin als politisches Erdbeben in über achtzig Städten Irans berühmt gewordene Straßenproteste der unteren Gesellschaftsschichten, haben klar offenbart, dass das Abkommen mit den P5+1-Staaten den Alltag der Iraner nicht spürbar verbessert hat. Wird der Ausstieg der Vereinigten Staaten aus dem Vertrag die jetzige Lage also verschlechtern? Verkraftet der ohnehin schwer geplagte Nahe Osten ein zweites Syrien? Iran könnte, wie jeder weiß, aufgrund seines besonderen Potentials, seiner großen Ausdehnung und mit seinen achtzig Millionen Menschen theoretisch wie praktisch den Nahen und Mittleren Osten im Krisenfall an den Punkt treiben, an dem es kein Zurück mehr gibt und die Welt in eine Katastrophe stürzt.

Die jüngste Einigkeit zwischen Saudi-Arabien und Israel zum Nachteil Irans beschwört ein solches Szenario herauf. Uns gegenüber lässt Saudi-Arabien nicht locker, und die Spannungen erreichen täglich neue Höchststände. Unterdessen ist die iranische Staatsmacht hauptsächlich damit beschäftigt, Feindbilder aufzubauen. Ein Verrückter namens Saddam liefert ihr bis heute willkommene Vorwände zur Rechtfertigung der Landesverteidigung. Und so haben die Herrschenden es geschafft, sich Saudi-Arabien zum Todfeind zu machen. Angeblich hatten sie vor zwei, drei Jahrzehnten, im Gepäck von Mekkapilgern versteckt, Waffen und Munition nach Saudi-Arabien gebracht. Und wo die Führer des Landes keinen echten Feind schaffen können, verstehen sie sich gut darauf, die Angst vor einem imaginären Gegner zu schüren. Ein äußerer Feind ist für den Erhalt der eigenen Macht unentbehrlich.

Wo der wahre Feind steckt, zeigt das Vorgehen der Vereinigten Staaten. Für Irans politische Führung läge die größte Chance, sich gegen das feindselige Verhalten der Amerikaner zu wehren, darin, der Weltgemeinschaft vor Augen zu führen, wie unvernünftig Donald Trump redet und handelt. Fest steht indes, dass sein Ausstieg aus dem Atomabkommen die iranische Regierung dazu gezwungen hat, ihre Präsenz im Jemen und in Syrien zu überdenken. Auf wirtschaftlicher Ebene hatte bereits die Ankündigung, die Vereinigten Staaten würden zu gegebener Zeit erklären, ob sie sich weiterhin an das Atomabkommen gebunden fühlen oder nicht, verheerende Folgen. Der iranische Rial verlor vorübergehend etwa die Hälfte seines Wertes. Als auf den Ausstieg der Amerikaner aus dem Abkommen aus Washington eine Warnung an amerikanische Firmen folgte, die mit Iran in wirtschaftlichem Kontakt stehen, kündigte der Automobilhersteller Peugeot-Citroën seinen Rückzug aus Iran an. Irans 27-Milliarden-Dollar-Vertrag mit Boeing und Airbus

wurde gekündigt, und die französische Ölfirma Total stellte ihre Aktivitäten in Iran ein. Chinas zweitgrößter Telekommunikationsanbieter wurde wegen Umgehung der amerikanischen Sanktionen fast in den Ruin getrieben. Er musste 1,7 Milliarden Dollar Strafe zahlen und tauschte seine Führungsriege aus. Unvermindert nimmt der Abbruch von Beziehungen in den Sektoren Finanzen, Handel und Industrie seinen Lauf: Reliance Industries, Indiens größtes privates Petrochemie- und Textilunternehmen, Lukoil, Russlands zweitgrößter Ölproduzent, die Schweizer BCP Bank, deutsche Banken wie DZ, Deutsche, Commerzbank – sie alle haben sich aus ihren Iran-Geschäften zurückgezogen. Die von der iranischen Führung mit den Europäern ausgehandelte Bedingung, dass europäische Banken ihre Geschäftsbeziehungen mit Iran aufrechterhalten, ist nicht länger erfüllt.

Nach Ansicht vieler Wirtschaftsexperten wird Europa in Anbetracht seines hohen Handelsaufkommens mit den Vereinigten Staaten Nordamerika nicht den Rücken kehren, und von amerikanischen Sanktionen betroffene Unternehmen werden sich vergeblich um Ausnahmeregelungen bemühen. Wer über dreißig Prozent der weltweiten Wirtschaftskraft verfügt, lässt sich von anderen nichts vorschreiben. Und so wird Irans Wirtschaft nicht weiter wachsen, werden internationale Investitionen ausbleiben, werden keine weiteren Arbeitsplätze geschaffen, die bisher an der Kandare liegende Inflation wird zum Galopp ansetzen. Die Iraner harren seit vierzig Jahren auf eine Verschlimmerung der Lage in ihrem Land.

Der daraus resultierende Druck und die jahrzehntelange Anspannung haben viele Angehörige der Mittelschicht mittlerweile fast völlig gefühllos gemacht. Was auch immer aktuell geschieht, es lässt sie kalt. Die Leute zeigen weder Freude noch Bedauern, sie sind nur bis ins Mark erschöpft. Zermüht, weil die herrschende Klasse sich zu guter Regierungsführung unfähig zeigt. In der Bevölkerung erzeugt ihre Inkompetenz im angemessenen Umgang mit der internationalen Gemeinschaft wachsenden Widerwillen. Abscheu, weil zu den schon vorhandenen Landesfeinden täglich ein neuer hinzukommt, weil im gesamten Nahen und Mittleren Osten ein hässliches Spiel getrieben wird, weil die Lage instabil ist und die Zukunft ungewiss. All dessen sind die Menschen müde. Und all dies könnte sie an den Punkt bringen, an dem sie sagen: Es ist uns gleichgültig, wer anstelle der jetzigen Machthaber an die Regierung kommt. Nur der jetzige Zustand möge möglichst bald ein Ende haben.

Andere Gesellschaftsschichten aber, unbeeindruckt von Verlautbarungen hochrangiger Regierungskräfte, von Expertenmeinungen und philosophischen Kümmerissen der Mittelschicht, sehen ihre leeren Teller und gehen auf die Straße. Heute protestieren die Lehrer, morgen die Angestellten der Eisenbahn, dann die Stahlarbeiter, die Viehzüchter, die Fernfahrer, die Belegschaft der Firma HEPCO, des größten Automobilherstellers im Mittleren Osten, dessen Filiale in Iran kürzlich geschlossen wurde. Und mittendrin die Mädchen und Frauen des Landes, die auf Gehwegen, in Grünanlagen, in Autos und Freizeitparks ihre Kopftücher abnehmen und gegen den Schleierzwang aufbegehren. Sie gehen ihren auf der Straße der Revolution eingeschlagenen Weg weiter.

Unter diesen Umständen schwenkt die iranische Regierung wieder auf ihren Annäherungskurs an den Osten ein, und schon drängt eine neue Flut chinesischer Billigprodukte auf den heimischen Markt, während auch Russland seinen Einfluss weiter ausdehnen wird. Aber ist Russland ein verlässlicher Handels-, ein vertrauenswürdiger Vertragspartner? Wenn Putin direkt im Anschluss an seine Gespräche mit Israels Premier Netanyahu den Rückzug australischer (nämlich iranischer) Militärkräfte aus Syrien fordert, spricht dies Bände über den Einfluss, den diese Vertragspartei nehmen will.

Unterdessen verharrt die iranische Gesellschaft in einer Art Schwebezustand. Die Mehrheit ist wachsam und rechnet damit, dass die verstreuten Inseln des Widerstands sich irgendwann miteinander verbinden. Die Proteste vom Januar 2017 können jederzeit wieder aufflammen.

Während die wirtschaftliche Not wächst, schränkt die Regierung unvermindert bürgerliche Freiheiten ein. Umweltaktivisten sitzen nach wie vor in Haft, die Mitglieder des Schriftstellerverbands sind von den Feiern zu dessen fünfzigjährigem Bestehen ausgeschlossen, und indem das soziale Netzwerk Telegram gefiltert wird, verwehrt man den Nutzern auch den Zugang zu Facebook und Twitter.

Bestens illustriert eine iranische Erzählung unser Verhältnis zum politischen System unseres Landes: Ein armer Mann wird mit der Zeit grob und unleidlich. Irigendwann fängt er an, seine Frau zu schlagen. Diese lässt die Prügel zwar über sich ergehen, will von ihrem Mann aber wissen: „Weshalb die Schläge, wenn unter deinem Dach doch weder Liebe noch Brot zu haben sind?“ Der Mann antwortet: „Woran sonst sollen die Leute erkennen, dass du meine Frau bist?“

Amir Hassan Chehelan lebt in Teheran. Seine Trilogie „Teheran, Apokalypse“, „Teheran, Revolutionsstraße“ und „Teheran, Stadt ohne Himmel“, erschien jüngst als Taschenbuchausgabe bei C. H. Beck.

Aus dem Farsi übersetzt von Jutta Himmelreich.

Im planetarischen Wundergarten der Kultur

Radikal lokale Globallösungen: Die Manifesta in Palermo, kuratiert von Rem Koolhaas' Studio OMA, denkt weit

PALERMO, im Juni Ähnlich wie nun Jogi Löw und Angela Merkel steht auch die zeitgenössische Kunst ziemlich unter Druck. Auch sie kämpft um ihre Zukunft. Während überall eine periodische Großausstellung nach der anderen eröffnet, stellt sich immer bohrender die Frage, worin ihre Dringlichkeit bestehen, was sie eigentlich konkret leisten soll – wenn nicht weniger, als die Welt zu retten. Als im Jahr 1996 die Manifesta in Rotterdam an den Start ging, war Europa eine realistische Vision, verstand sich die Wanderbiennale als Expedition in einen Kunstkontinent ohne Eisernen Vorhang. „Cultivating Coexistence“, das Motto ihrer aktuellen Ausgabe, war ihr von Anfang an Programm, nur selten allerdings sollte es ihr gelingen, sich in Osteuropa zu kultivieren, weil man sich dort, vor allem, was das Finanzielle angeht, eher zugeknöpft gab. Wenn die Manifesta nun verstärkt Spielorte im Süden für sich entdeckt wie in diesem Sommer Palermo und für das Jahr 2020 die Hafenstadt Marseille, so hat das also auch pragmatische Gründe. Selten aber wurde die Manifesta so überschwänglich begrüßt wie jetzt in Sizilien. Während sich Italien grimmig gegen die Flüchtenden abschottet, geriert sich die sprichwörtlich „nördlichste Stadt Afrikas“ mit ihrem Bürgermeister Leoluca Orlando ostentativ offen, einladend, integrativ.

Die zwölfte Manifesta macht sich jenen „Planetarischen Garten“ zum Leitmotiv, den der französische Essayist und Gartendesigner Gilles Clément in einem Manifest von 1997 als globale

Idee entworfen hat. Ein solcher Garten existiert in der Stadt in Gestalt des wunderbaren Orto botanico, seit dem frühen zwanzigsten Jahrhundert verfügt dieser sogar über eine „koloniale Sektion“ für Pflanzen aus aller Welt. Fraglos ein geeigneter Ort für die Suche nach der Urpflanze, an dem unterschiedliche Künstler nun Gemüse züchten und Herbarien für seltsame Spezies oder kleine Pools für Mikroben anlegen, um Botanik und Samenflug als Metaphern für Migration und Integration zu erproben. Manche Ideen verdampfen aber wirkungslos in der tropischen Schwüle dieses Treibhauses der Kulturen, das seinerseits ein zu grandioses Kunstwerk darstellt, um neben sich andere Kunst gedeihen zu lassen.

Für sein eigenes Projekt schickt der kluge Clément das Publikum in die Conca d'Oro, das „goldene Becken“ Siziliens, wo der Zitronenanbau florierte, bis die Landschaft im vorigen Jahrhundert komplett mit Beton und Asphalt versiegelt wurde. In den sechziger Jahren entstand eine halbe Autostunde von der Altstadt entfernt eine Siedlung namens Zen, was hier, eher weniger asiatisch, die nördlich-urbane Ausdehnung meint: Zona Espansione Nord. Die Expansion am Fuß des Monte Pellegrino statuiert ein Exempel dafür, was als sozialer Wohnungsbau alles schiefgehen kann. Einen Teil der nie ganz fertiggestellten neuen Heimat okkupierten Hausbesetzer, die sich in der Geisterstadt seit Jahrzehnten selbst organisieren.

Seit einigen Wochen kultiviert Clément in einer Brache zwischen den Rei-

henhäusern Gemüse für Selbstversorger. Mit dem Zen-Garten will der französische Essayist „botanische Biodiversität“ fördern und, mehr noch, „Respekt vor dem Leben“. Sein Idealismus durchströmt die gesamte Manifesta, und er tut ihr gut, weil er nicht naiv ist. „Radikal lokal“ lautet die Losung, die die Amsterdamer Manifesta-Direktorin Hedwig Fijen für die laufende Ausgabe ausgerufen hat, und wir erinnern uns: Am besten war die Manifesta immer dann, wenn sie sich konsequent den local politics gewidmet hat wie zuletzt 2010 im südspanischen Murcia und 2012 im limburgischen Genk; ihrerseits hat die vorige Documenta 14 mit ihrer Ausbreitung nach Athen eher die Manifesta bestätigt als selbst überzeugt. Diese nimmt sich in Palermo beim Wort in ihrem Anspruch, die Verhältnisse vor Ort zu analysieren. Dem dient eine akribische Bestandsaufnahme der geographischen, historischen, sozialen Infrastruktur im Großraum Palermo. Die Leitung der Manifesta 12 liegt beim „Office for Metropolitan Architecture“ (OMA) aus Amsterdam; einer seiner Partner, der italienische Architekt Ippolito Pestellini Laparelli, scharte ein Team sogenannter Mediatoren um sich. In Form des vierhundert Seiten starken „Palermo Atlas“ lag das Hauptwerk dieser Manifesta schon im letzten Jahr vor. Das Compendium bündelt auf empirischer Basis, was sich mit offenen Augen müheles erkennen lässt: den unglaublichen Leerstand im Zweiten Weltkrieg zerbombter oder durch spätere Erdbeben ruinierte Architektur mitten in der

Altstadt, der seit Generationen jedweder Stadtentwicklung trotzt, während sich drum herum eine hässliche Moderne ausbreitet. Ein eigenes Kapitel dokumentiert das Langzeitprojekt der Künstlergruppe Alterazioni Video unter dem Titel: „Incompiuto Siciliano“. Gemeint sind damit nicht Michelangelos „Sklaven“. Mehr als zweihundert unvollendete, oft monumentale Bauvorhaben hat das in Berlin und New York ansässige Kollektiv zusammengetragen, vor sich hin dümpelnde Stadiontribünen, Amphitheater, Sporthallen und wichtige Brückenpfeiler, die als groteske Solitäre das Niemandsland säumen. Andere Abschnitte des Atlas dokumentieren die Einwanderung, die verborgenen Moscheen der Stadt oder Palermo als Kulisse für das Nachkriegskino.

Die Stadtpaläste, in denen sich die Manifesta ansiedelt, sind so pittoresk wie das ehemalige Postfuhrpark bei der ersten Berlin-Biennale von 1998. Im Palazzo Forcella de Seta rekonstruiert der nordirische Künstler John Gerrard in einer hyperrealistischen Animation den Fundort des Lastwagens im österreichischen Pannord, wo im August 2015 einundsechzig Migranten ums Leben gebracht wurden. In gespenstischer Langsamkeit und Stille umkreist Gerrard im 1490 erbauten Palazzo Ajutamicristo einen gesichtslosen Firmenpark von Google im amerikanischen Iowa, wo im großen Stil unsere Daten verarbeitet werden: eine trostlose Schaltzentrale der Gegenwart und so gar nicht materiell. Es sind die technoiden Bilder, nicht nur die Sujets, die in Gerrards Arbeiten befremden.

Mehrere Künstlerinnen setzen das „Mobile User Objective System“ in Szene, das amerikanische Streitkräfte bei Nisecmi im südöstlichen Sizilien in einem Korkwald versteckt haben – eines von weltweit vier solcher Kommunikationssysteme zur Steuerung von Drohnen. Tanja Bruguera, 1968 geborene, in Havanna lebende Kubanerin, illustriert in Videos und gemalten Wandbildern den Elan von Aktivistinnen, die seit Jahrzehnten gegen die Basisstation Sturm laufen. In Kooperation mit einheimischen Künstlern nähert sich die Amerikanerin Laura Poitras den gigantischen Parabolantennen, die sie in einer langen, ungeschnittenen Kamerafahrt einfängt und damit auch die Schönheit der Natur. Der Brite James Bridle erklärt das Phänomen einer „algorithmischen Staatsbürgerschaft“; das deutsche „The Peng! Collective“ gibt Handlungsanweisungen zu tätiger Fluchthilfe; die Brasilianerin Maria Thereza Alves fand auf dem Flohmarkt eine Keramik mit exotischen Papageien in einer Flora, die einst aus Südamerika nach Europa migrierte.

Es ist ein verbreitetes Vorurteil, politisch sich verstehende Kunst sei langweilig und könne sich zu eigener Ästhetik nicht aufraffen. Einen eindrucksvollen, auch beklemmenden Beitrag liefert dagegen das Londoner Team Forensic Oceanography. Die Künstler, Journalisten, Grafikdesigner, die sich als Forensiker betätigen, recherchieren die Umstände von Rettungsaktionen etwa an der libyschen Küste, sie zeigen ein bisweilen brutales Regime der Retter und entkräften mit gerichtsverwertbaren Animationen haltlose Anschuldigungen, Hilfsorganisationen mit besten Absichten hätten mit Schleppern kooperiert. In dramatischen Bildern sieht man Geflüchtete, die während der Rettung von Bord springen und gar ertrinken. Das Londoner Kollektiv begründet einen besonderen dokumentarischen Stil, in dem Fakten untrennbar mit einem Wahrheitsanspruch sichtbar gemacht werden.

Unbedingte sehenswert ist das Riesenvideo der italienischen Gruppe Masbedo im alten Staatsarchiv – eine Allegorie des Kunstlertums im Trickfilm –, nicht zuletzt, weil sich so das grandiose alte Archiv mit seinen Dokumenten seit dem vierzehnten Jahrhundert öffnet. Solche Orte bekommt man sonst nicht zu sehen. Die Manifesta lüftet nicht nur das staubige Archiv. Sondern auch die verwaisten Paläste und damit auch die gesamte Stadt.

GEORG IMDAHL
Manifesta 12: Der Planetarische Garten. An verschiedenen Orten in Palermo; bis zum 4. November. Programm unter www.manifesta.org



Der botanische Garten Palermos mit Werken der Schwedin Malin Franzén, links unten die Videoinstallation „Protocollo no. 90/6“ der Gruppe Masbedo über Aktenbergen des Staatsarchivs, rechts ein Durchblick in einem der vielen bespielten Palazzi Fotos Reichert



Wer das verspricht, verspricht auch sich etwas davon

Weltkulturerbe, das klingt toll. Warum viele Stätten dazugehören wollen und eine Stadt nicht mehr dazugehört

Am Anfang war der Dom von Aachen. Nicht die Pyramiden von Gizeh, nicht die Tempelanlage Angkor Wat, nicht die Inka-Stadt Machu Picchu. Als die Unesco im Herbst vor vierzig Jahren ihre erste Welterbeliste veröffentlichte, fanden sich darauf gerade einmal zwölf Stätten aus sieben Ländern. Aber es war ja nur ein erster Schritt, dem inzwischen jährlich weitere Schritte folgen, so dass es mittlerweile mehr als tausend Welterbestätten gibt, von denen mehr als 800 als Kultur- und knapp über 200 als Naturerbe geführt werden. Wenn wir in den Ferien verreisen, stehen also die Chancen nicht schlecht, dass wir in die Nähe solcher Orte kommen. Wer sich für Kultur interessiert, achtet vielleicht sogar darauf, dass er sich unterwegs eine der vielen Welterbestätten anschauen kann.

Am Samstag werden es noch mehr. Einmal im Jahr treffen sich wieder dieje-

nigen, die bei der Unesco entscheiden, was auf diese Liste gehört. Jedes Land, das mitmachen möchte, darf zwei Kandidaten benennen und erklären, was an ihnen so bedeutend ist, dass sie auf die Lis-



te gehören. Und dann wird es spannend. Deutschland hat sich in diesem Jahr mit der Wikingersiedlung Haithabu bei Schleswig beworben und mit dem Naumburger Dom.

Mit etwas Glück prangen bald hier wo dort die typischen Plaketten der Unesco, die Stätten werden noch bekannter als

sie es schon sind, und Leute, die vorher noch nichts davon gehört hatten oder vielleicht auch nur nicht wussten, wie bedeutend sie sind, kommen sie dann besuchen. Das ist, was sich die Stätten selbst davon versprechen: Anerkennung, Bekanntheit und Besucher. Aber sie müssen natürlich auch versprechen, sich besonders darum zu kümmern.

Die Unesco ist die Organisation der Vereinten Nationen, die sich um Bildung, Wissenschaft und Kultur kümmert, nicht mehr und nicht weniger. Sie selbst kann die Welterbestätten nicht beschützen, das können nur die Länder selbst, in denen die Stätten zu finden sind. Dass sie geschützt werden müssen – vor dem Verfall oder vor Beschädigung – ist eigentlich selbstverständlich. Und oft gar nicht so einfach. Mehr als fünfzig Welterbestätten sind gerade in Gefahr, beschädigt oder vielleicht sogar ganz zerstört zu werden.

Manchmal, wenn es Unruhen in Ländern gibt, greifen Menschen sogar ganz bewusst Welterbestätten an. Um zu zeigen, wie egal ihnen deren Bedeutung für die ganze Welt ist, wenn sie nicht ins eigene Weltbild passen. In Bamiyan in Afghanistan zum Beispiel sind vor siebzehn Jahren riesengroße Buddha-Statuen von radikalen Muslimen zerstört worden, die für diese Kunstwerke einer anderen Religion nur Verachtung übrig hatten.

Es ist sogar schon vorgekommen, dass die Unesco einer Welterbestätte den Titel wieder abnehmen musste. Weil einer Stadt einfach nicht wichtig war, dass eine neue Brücke das Bild ihres Flussufers so verschandeln würde, dass man es dann nicht mehr Weltkulturerbe nennen könnte. Das ist nicht in irgendeinem armen Land in einer unkämpften Gegend passiert, sondern hier in Deutschland, in Dresden. FRIDTJOF KÜCHEMANN